



Minsk, Kundgebung zur Erinnerung an die Oktoberrevolution

Foto Andrei Liankevich / Anzenberger

Wozu das alles?

„Die Farbe Rot“: Gerd Koenen holt den Kommunismus in die Geschichte zurück

In vielen Büchern und Artikeln hat der Frankfurter Historiker Gerd Koenen schon selbstkritisch über sein „rotes Jahrzehnt“ nachgedacht, in dem er als junger Mann Mitglied des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS) und des maoistisch ausgerichteten Kommunistischen Bundes Westdeutschlands (KBW) war. Doch auf den jetzt erscheinenden 1133 Seiten, mit denen er das Lebensthema Kommunismus in einen denkbar universellen Zusammenhang rückt, steht das persönliche Erleben erst mal im Hintergrund. Nur ganz am Ende gibt er den etwas versteckten, aber entscheidenden Hinweis darauf, was ihm die Energie verliehen hat, ein so gigantisches Projekt so ausdauernd zu verfolgen. Damals habe man, schreibt er da über sich und die anderen „verspäteten Neokommunisten“ rund um 1968, „immer auch Anschluss an die Geschichte“ gesucht, „die einem in vieler Hinsicht realer und bewegender erschien als die Gegenwart und die ‚unerträgliche Leichtigkeit‘ der eigenen Existenz“. Es sei diese „Totalitärerfahrung“ gewesen, dieses „Gefühl, dass alles in der Welt und in der Geschichte einen Zusammenhang bildete und unmittelbar zu uns war“, was die Magie des historischen Augenblicks ausgemacht habe.

Wenn man „Die Farbe Rot“, dieses an sprechenden Anekdoten, Zitaten, Analysen und Urteilen überreiche Buch, auf einen Nenner bringen will, dann ist es dieser: Auch dieses Buch sucht Anschluss an „die Geschichte“, versucht, den Kommunismus, wie er sich real entwickelte, in einen großen Zusammenhang zu stellen, und bezieht noch im winzigsten Detail seine Spannung auf der Totalitärerfahrung, die dieses Phantom erzeugt – nur dass es jetzt im Unterschied zu damals eine kritische historische Analyse ist, die auf diesen Effekt zielt.

Das ist aus zwei Gründen nicht banal. Aus der gefühlten Geschichte, die die heutige öffentliche Wahrnehmung prägt, ist der Kommunismus fast ganz verschwunden. Es scheint mittlerweile so, als wäre er bloß eine albastrumhafte Unterbrechung der regulären Geschichte gewesen, ein vager Schemen, der durch die Jahre zwischen 1917 und 1989 geisterte, bevor die Geschichte dann gewissermaßen zu ihrer im Ersten Weltkrieg explodierten wahren Natur zurückgekehrt sei, einer Natur der Nationalstaaten, der Religion und des Kapitalismus, heute in ihrer Kombination auch Globalisierung genannt. „Wie ein erratischer Block“, schreibt Koenen, liege dieses präzedenzlose, alle bisherigen Maßstäbe sprengende Aggregat von Staaten, Parteien und Bewegungen in der Landschaft des 20. Jahrhunderts herum. Abgesehen von einer hochgefährlichen Erscheinung wie Nordkorea, die in ihrer Überspanntheit wiederum fast unreal wirkt, scheint dieses Aggregat gar keine Beziehung

mehr zur Gegenwart zu haben – und zu der ihm vorausgehenden Vergangenheit auch nicht. In welchem Sinne kann man also überhaupt davon sprechen, dass der Kommunismus etwas mit der Geschichte zu tun hat – und insofern auch mit uns heute?

Der andere Pol, von dem sich die Perspektive des Autors absetzt, ist die Geschichte in Großbuchstaben, mit der sich der Kommunismus selbst identifizierte: eine von Hegel übernommene mythische Heldenfigur, die alle Erscheinungen in der wirklichen Welt in ihr Notwendigkeitsraster presst. Bezeichnend ist, wie scharf Koenen sich auch von den rein an Ideen orientierten Aktualisierungsversuchen des Kommunismus etwa eines Slavoj Žižek oder Alain Badiou distanziiert, die er bloß für „unernst“ und re-

ANZEIGE

Dem Bild gegen über

22.10.2017-28.01.2018 www.raiffeisen.com

DRAFFESEN COLLECTION

gressiv hält. Ihn interessieren dagegen die ganz realen Ausdrucksformen und Wirkungen, in ihrer dialektischen Verflochtenheit allerdings. „Wozu das alles?“, steht als Grundfrage über der Darstellung all der Leidenschaften, Ideale, Verbrechen und Leiden, die der Kommunismus heraufbeschworen hat. Die mehr als tausend Seiten sind dabei etwas ungleich verteilt. Die Zeit bis zum Tod Lenins verschlingt die ersten 825 Seiten, dann wird noch der stalinistische Terror ausführlich besprochen, doch für den Rest der sowjetischen Geschichte, für China und die anderen kommunistischen Länder bleiben nur noch zweihundert Seiten.

Das das „nachvollziehende historische Verstehen“, wie Koenen seine Methode nennt, nicht auf große Theorien hinausläuft, sondern vor allem auf Urteile und Fragen im Detail, ist gleichzeitig Schwäche und Stärke des Buchs. Viele Pointen und Einsichten wirken etwas unauffällig, während der Wille zur epischen Einfühlung den Autor eingangs zu einer nicht so ergiebigen Meditation über die Farbe Rot verführt. Doch danach bleibt seine dichte Erzählung immer nah an der Sache; eng verwoben mit der Fähigkeit, komplexe Lagen analytisch klar darzustellen, erzeugt das einen eigenen Sog, der dem Programm, die Geschichte neu denk- und fühlbar zu machen, auch eine ästhetische Form gibt.

Vor allem an ihren beiden Enden gelangt diese Erzählung zu originellen Einsichten. Koenens These am Anfang ist:

Man mache es sich zu einfach, wenn man sagt, der Kommunismus habe „gegen die menschliche Natur“ gearbeitet; in Wirklichkeit habe er an eine Vielzahl von Instinkten, Affekten und Traditionen anknüpfen können. Das Buch beginnt nicht etwa bei Marx, sondern bei frühesten Gründungslegenden wie dem Mythos vom Goldenen Zeitalter. Koenen betont, dass er nicht dem Pathos der menscheitgeschichtlichen Selbstberufungen des Sozialismus auf den Leim gehen wollte, dass ihn vielmehr die Analyse der ineinander verschachtelten Bedingungen des Kommunismus auf die Spur einer „Folge von Blickachsen“ geführt habe, „die teleskopisch in immer tiefere historische Welträume hineinschauen und immer andere, neue Bedeutungsebenen aufschließen“: vom mit Marx einsetzenden roten Jahrhundert zu den ersten Kommunisten zur Französischen Revolution zum Zeitalter der Entdeckungen und zur Renaissance, zum christlichen Europa einschließlich der millenaristischen Bewegungen des Spätmittelalters zur Achsenzzeit um 500 vor Christus mit ihren klassischen Schriften in verschiedenen Hochkulturen bis hin zu den verschiedenen archaischen Beschwörungen einer ursprünglichen Ganzheit.

Alle diese Bedeutungsebenen brachte der Kommunismus, seit er Ende des 19. Jahrhunderts Gestalt angenommen hatte, zum Klingen. Unter den Losungen für eine revolutionäre „Monumentalpropaganda“, die sich Lenin 1918 vorlegen ließ, fanden sich gleich am Anfang Verse aus Ovids „Metamorphosen“, nun ins Futur gewendet: „Ein Goldenes Zeitalter wird anbrechen, die Menschen werden Leben ohne Gesetze...“ Koenen wagt die paradoxe Schlussfolgerung, dass vielleicht generell umso mehr Archaisches, Tiefverwurzeltes hochgeschwemmt wird, je brachialer ein revolutionärer Umbruch ist. Dass das Bild von Natur und Einfachheit, das der Kommunismus auch von sich entwirft, natürlich alles andere als unschuldig ist, zeigen die Erfahrungen von Maos Kulturrevolution bis zu Pol Pots Massenschlächtereien.

Am anderen Ende der Geschichte stößt die Erzählung dann in einen offenen Raum vor, der vermeintlich gar nichts mehr mit der kommunistischen Idee zu tun hat. Sehr konzentriert gibt Koenen die erstaunliche Geschichte Chinas wieder, von der Gründung der Partei im Jahr 1921 über den maoistischen Terror bis zu seinem mit konsequent kapitalistischen Mitteln bewerkstelligten Aufstieg. Um die darin steckenden Widersprüche unter einen Hut zu bekommen, sagt man für gewöhnlich, die Kommunistische Partei Chinas trage ihren Namen eben nur noch pro forma und stehe daher schon außerhalb einer Geschichte des Kommunismus im engeren Sinn. Koenen geht den entgegengesetzten Weg: Das chinesische Beispiel zwingt

dazu, die gesamte Geschichte des Kommunismus noch einmal neu zu überdenken. Vom Ende her gesehen, schreibt Koenen in einer fast etwas verborgenen kühnen Volte, ging es den Kommunisten in der historischen Realität vielleicht gar nicht so sehr um den Kommunismus im Sinne der Vorstellung einer „Association“, worin die freie Entfaltung eines Jeden, die Bedingung der freien Entfaltung Aller“ (Marx) wäre. Im Ergebnis nahmen sie den Kommunismus vor allem als Mittel zu einem viel handfesteren Zweck, nämlich zur „Herausbildung neuer oder Wiederaufrichtung alter Staaten im Zuge der Zerschlagung des europäischen Hegemonial- und Kolonialsystems“, mit einem Wort: Nation Building. Sein „historisches Momentum“ habe der Kommunismus eben nicht aus sich selbst geschöpft, sondern aus den Katastrophen des Weltkriegszeitalters; noch bis 1914 habe etwa Lenins Doktrin „weitgehend im Mainstream des europäischen Sozialismus“ gelegen, bevor sie dann durch die Übertragung in einen ganz anderen zeitlichen, räumlichen und kulturellen Kontext ihre entscheidende Zuspitzung bekommen habe.

Auf den ersten Blick heben sich die beiden Perspektiven vom Anfang und vom Ende gegenseitig auf: Während der Ausgangspunkt den Begriff des Kommunismus mit menscheitlichen Mythen und Motiven maximal füllte, scheint ihn der Schlusspunkt von allem Inhalt zu entleeren, so dass er nur noch als Hülle für die übliche Machtpolitik in Frage kommt. Doch von China her gesehen fügen sich beide Blickwinkel auch wieder zusammen. Bei aller ideologischen Inkonsistenz taucht dort nämlich heute das archaische Motiv der „Großen Gemeinschaft“ aus seiner eigenen Tradition als Endziel auf. Auch dort erscheint der Kommunismus also als eine Methode der Modernisierung, die zugleich auf älteste vormoderne Muster zurückgreift. Koenen erwägt, ob es nicht womöglich die historische Hauptwirkung des Kommunismus ist, dass er heruntergewirtschafteten östlichen Imperien – an erster Stelle Russland und China – die Art Moderne zur Verfügung stellt, die sie brauchen, um zu ältester Größe zurückzufinden – und damit zugleich der Moderne der etablierten westlichen Welt die Stirn zu bieten. In einem solchen Schema ließe sich auch noch Russland bis hin zu seiner nachsowjetischen Ära unterbringen.

Insofern geht also auch diese Geschichte weiter. Der Kommunismus steckt tief drinnen in dem Ringen um globale Vorherrschaft, in dem verschiedenen Formen von Moderne heute befangen sind. Wer Gerd Koenens archaische Tiefenbohrungen nachvollzogen hat, kann die Welt nicht mehr ganz so sehen wie zuvor. MARK SIEMONS

Gerd Koenen: „Die Farbe Rot. Ursprünge und Geschichte des Kommunismus“. C. H. Beck, 1133 Seiten, 38 Euro. Erscheint am Dienstag

MORALISCHE GESCHICHTEN

WAHLKAMPF

VON MAXIM BILLER



Als Kanzlerkandidat und einziges Mitglied der DHP, der Deutschen Hundepartei, hatte Scharon der Hund am Anfang des Wahlkampfes nur zwei Forderungen. Erstens: Freie Frauen- und Herrenwahl für alle seine vierbeinigen Artgenossen und auch sonst völlige Selbstbestimmung von Wohnort, Paarungspartner und Hundesalon. Und zweitens: Wahlrecht für Hunde.

Dass Scharon also von keinem einzigen der sechs Millionen deutscher Hunde gewählt werden konnte, fiel niemandem auf. In Interviews wurde er immer nur gefragt, ob er, wenn er zum Kanzler gewählt werden würde, als erstes Putin, Erdoğan oder doch lieber Christian Lindner in den Hintern beißen würde. Er sollte sagen, was er gegen die von linksradikalen Hunderechts-NGOs betriebene Einwanderung herrenloser griechischer und polnischer Hunde nach Deutschland tun wolle, deren negative Folgen man bereits daran erkenne, dass immer mehr heimische Schäferhunde und Rauhhaardackel so täten, als würden sie solche schönen alten deutschen Befehle wie „Sitz“, „Platz“ und „Halt’s Maul“ einfach nicht verstehen. Und natürlich musste sich Scharon wie jeder andere Kandidat dazu äußern, ob er Dieselmotoren gut oder schlecht findet, wann er den Solidaritätsbeitrag abschaffen und mit wem er auf keinen Fall koalieren würde. „Keine Ahnung“, sagte Scharon dann meistens zu den Reportern, „ich muss jetzt erst mal etwas für meine Verdauung tun. Sie haben nicht zufällig einen Gassibeutel dabei, den Sie mir leihen könnten?“

Das größte Problem von Scharons Wahlkampf war allerdings, dass ihn bis jetzt keiner wirklich ernst nahm. Natürlich fanden es alle ganz witzig und exotisch, dass er ein Hund war und auch noch Jude, aber in Umfragen lag er mit seinen 0,0001 Prozent Zustimmung sogar noch hinter dem Kanzlerkandidaten der Deutschen Teewurstpartei und der Sozialdemokraten. Doch dann wurde Scharon in die ZDF-Sendung „Wählen, wenn es so wieso keinen Sinn hat“ eingeladen – zusammen mit den Vertretern aller anderen Parteien, die sich gegenseitig Fragen nach ihren Hobbys und heimlichen sexuellen Wünschen stellen sollten –, und plötzlich wurde alles anders.

Zuerst lief es für Scharon sehr schlecht, weil er die ganze Zeit auf zwei Beinen hinter einem viel zu hohen, hässlichen, orange-blauen Plastikpult stehen musste. Dann lief es für ihn noch schlechter, weil er kein einziges Hobby hatte und ihm beim Thema Sex wie jedem anderen Hund in den letzten hunderttausend Jahren immer nur dasselbe einfiel. Und dann forderte ihn auch noch aus heiterem Himmel Saha Wagenknecht dazu auf, sich als jüdischer Hund von Benjamin Netanyahu, Gal Gadot und dem Rest des zionistisch-faschistischen Besatzungsregimes zu distanzieren. Da Frau Wagenknecht für ihre Forderung von allen Gästen Applaus bekam – am lautesten klatschten Alexander Gauland und der

Kalifatskandidat der Neuen Europäischen Flüchtlingspartei –, blieb dem beleidigten Scharon nichts anderes übrig, als mit den Worten „Wenn ich ein Siedler bin, Frau Wagenknecht, dann sind Sie eine Stalinistin!“ auf allen vieren aus dem Studio zu laufen.

Vorher blieb er aber noch kurz stehen und tat etwas für seine Verdauung.

Am nächsten Tag sprachen alle in Deutschland über Scharons unappetitlichen Abgang – und zwei Tage darauf hatte er in den Umfragen plötzlich drei Prozent mehr als die Grünen. Als Scharon das hörte, zögerte er nicht lange. Er rief uneingeladen in einer Live-Diskussion des Deutschlandfunks zum Thema „Vergangenheitsbewältigung Over und Ende“ an und forderte die sofortige Errichtung von Holocaustmahnmalen in jeder deutschen Stadt mit mehr als zehn Einwohnern. Die Aufregung, die es daraufhin bei Journalisten und den anderen Parteien gab, war so groß, dass sogar die „New York Times“ es mitbekam und ein kleines Scharon-Porträt mit dem Titel „Crazy like a Jew dog“ veröffentlichte, während Scharons Umfragewerte auf über 15 Prozent hochgingen. Dann verlangte Scharon in einem „Spiegel“-Interview totales Burkaverbot bei Haustieren – 22 Prozent! Als Nächstes versprach er, die Einkommensteuer um die Hälfte zu senken, aber nicht bei Finanzbeamten, algerischen Drogendealern und türkischen Pizzeria-Besitzern – 33 Prozent! Und zuletzt veröffentlichte er auf der Facebook-Seite der DHP mehrere Fotos, die ihn und sein schon leicht graues Frauchen Balalaika dabei zeigten, wie sie zusammen verliebt im Hamburger Stadtpark spazierten und er ihr dabei eine Pfote dorthin legte, wo Balalaikas Mann Herschel sie zuletzt Ende der sechziger Jahre in Russland gehabt hatte – Skandalgeschrei, Sodomievorwurf und 44 Prozent!

Was wird Scharon der Hund als Nächstes tun?, fragen sich alle täglich. Die totale Klimaerwärmung fordern? Die Einführung des Judentums als Staatsreligion in Deutschland verlangen? Oder einen Einmarsch in Polen ankündigen, um dort wieder die Demokratie einzuführen? Keiner weiß es, aber inzwischen sind natürlich alle süchtig nach der neuesten Scharon-Meldung und -Eskalation, und damit ist der bislang so respektvolle, aber auch ein wenig temperamlose Bundestagswahlkampf endlich so aufregend wie eine Hofbräuhaus-Schlagerei oder wie ein Fußball-WM-Spiel zwischen Süd- und Nord-Korea.

Das ist die gute Nachricht. Und die schlechte? Bis jetzt können – wie schon gesagt – nur Menschen Scharon den Hund wählen. Sollten die Menschen ihn aber wegen seiner unberechenbaren und völlig widersprüchlichen Wahlkampfstrategie in einer Woche tatsächlich zum Kanzler machen, dann wird er das irrste seiner irren Wahlsprechungen garantiert noch am Tag der Vereidigung einlösen – und das Hundewahlrecht einführen. Und dann gnade diesem bislang so friedlichen und glücklichen Land der ewig Unzufriedenen der Gott der Hunde, der Juden und der Demokratie!

■ KLEINE MEINUNGEN

Verausgabung Die deutsche Sprache kennt sehr viele Nomen, die mit „Ver“ beginnen, weshalb der Fortsetzung von **Stieg Larssons** Millennium-Trilogie praktisch keine Grenzen gesetzt sind. Aber leider erhitzt ein neues Buch aus der Reihe kaum noch jemanden. Als **David Lagercrantz** vor zwei Jahren die Serie des 2004 verstorbenen Larsson mit „Verschwörung“ fortsetzte, tobte noch ein heftiger Streit um die Legitimität. Die Erregung hat sich längst gelegt, über **„Verfolgung“** (Heyne, 480 Seiten, 22,99 Euro) wird mit sichtlichem Ermüdungserscheinungen berichtet, was in etwa auch Temperament und Temperatur des Buches entspricht. Punkerin-Rächerin-Hackerin Lisbeth Salander sitzt anfangs im Knast, Mikael Blomkvist ist immer noch investigativ. Dieses Mal werden Erkenntnisse der Zwillingforschung und die Turbulenzen der Finanzmärkte verarbeitet, die unschöne Pseudowissenschaft der Eugenik kommt vor, was zurück in Lisbeths trübe Vergangenheit führt. Alte Bekannte wie Erika Berger und Holger Palmgren sind natürlich mit dabei, aber es kommt einem so vor beim Lesen, als werde das alles immer blasser wie auf alten Fotografien. Man begreift immer weniger, warum man die ersten drei Bände ohne Rücksicht auf ihre quälenden Redundanzen und be-



scheidenen sprachlichen Qualitäten verschlungen hat. Offenbar hat sich der Markenkern unwiderruflich verbraucht. Was da helfen könnte? Verabschiedung. pek

Verbeugung Seine Band hiess komisch, der Bassist hatte einen seltsamen Schnauzer, aber was **Grant Hart** als Schlagzeuger von **Hüsker Dü** in den achtziger Jahren gemeinsam mit dem Gitarristen Bob Mould (und dem Bartmann Greg Norton) aus dem Lärm des Hardcore und den Melodien des Indierock an Musik schrieb, war unwiderstehlich. Die drei kamen aus St. Paul in Minnesota, mitten aus Amerika, Hart war experimenteller, Mould war harmonischer, ohne ihre Band (und R.E.M. aus Georgia) hätte es Nirvana und den Grunge nicht gegeben – und genauso wenig einen Kanal für den Frust darüber, die Verhältnisse zu lieben und zugleich an ihnen zu verzweifeln. Nach dem Ende von Hüsker Dü, die nie so berühmt wurden, wie sie es verdient hätten, machte Grant Hart weiter, mit Nova Mob, allein, immer an der Grenze zwischen Krach und Poesie. Am Donnerstag ist er mit 56 Jahren an Krebs gestorben. „You can live at home now“ heißt das letzte Lied, das Hart für Hüsker Dü geschrieben und mit Mould und Norton 1987 eingespielt hat, ein Trennungslied, ein Abschiedslied. tob